

Claudia Schneider: Wie Geschlechter gemacht werden und was das mit Prävention von (sexueller) Gewalt zu tun hat

Referat, gehalten im Rahmen der Fachtagung des Wiener Netzwerks: Prävention von sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen. 19.11.2001, Wien

Gewaltprävention geht u.a. davon aus, Kinder stark und selbstbewusst zu machen; sie dabei zu unterstützen, ihre Gefühle wahr- und ernstzunehmen, ihre Gefühle zu spüren, ausdrücken und benennen zu können.

Prävention von Gewalt und sexueller Gewalt an Kindern heißt vor allem, sie dabei zu unterstützen, ihre Grenzen und die anderer wahrzunehmen und zu respektieren.

Bei Prävention von sexueller Gewalt an Kindern müssen wir auch über Sexualität reden, über Körperlichkeit, Körper überhaupt, Körperteile und ihre Benennungen und die Gefühle, die damit verbunden sind.

Und spätestens jetzt sind wir an dem Punkt, wo wir nicht mehr von Kindern reden können, sondern berücksichtigen müssen, dass wir es hier nicht mit geschlechtsneutralen Wesen, sondern mit Mädchen und Buben zu tun haben. Diese unterscheiden sich nicht nur durch ihren biologischen Körper, sondern in erster Linie dadurch, dass sie in einer Kultur wie der unseren aufwachsen und in sie hineinsozialisiert werden, eine Kultur, die eine nach Geschlechtern zweigeteilte ist.

Wir könnten fast sagen, das Geschlecht einer Person ist von ihrer Geburt an das einflussreichste Persönlichkeitsmerkmal, das die Entwicklung der gesamten Person bis zu ihrem Tod bestimmen wird. Welche Eigenschaften, Fähigkeiten, Interessen, welchen emotionalen Reichtum eine Person entwickelt, welchen Beruf sie ergreifen wird, wie sie ihre Beziehungen zu anderen gestalten wird, ist maßgeblich von der Tatsache bestimmt, ob sie als Mädchen oder Bub auf die Welt kommt. Sie entwickelt dabei nicht das volle Potential, das in ihr steckt, sondern besonders gut diese Seiten, die als jeweils für ihr Geschlecht passend angesehen werden.

Ich stütze mich auf diese Theorien, die davon ausgehen, dass **Geschlecht** nicht biologisch vorgegeben (angelegt in Genen, hormonell bedingt usw.) ist, sondern **kulturell gemacht** ist.

Bereits als Neugeborenes werden an das kleine Menschlein nämlich unterschiedliche Erwartungen und Vorstellungen geknüpft, wie sich Mädchen und Buben, Frauen und Männer zu verhalten haben, was als weiblich oder männlich gilt. Im Englischen gibt es dafür – neben dem Begriff sex für das biologische Geschlecht – den Begriff **gender**, der diese soziale

Konstruktionen, Vorstellungen und Erwartungen beinhaltet. Sie haben gender sicher schon im Zusammenhang mit gender mainstreaming gehört.

Wenn wir geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse als Lernprozesse verstehen, als Prozesse von Darstellung und Anerkennung, können wir uns 3 Hauptfragen stellen:

1.) Wie lernen Mädchen, Mädchen zu werden – und was lernen sie dabei? Wie lernen Buben, Buben zu werden – und was lernen sie dabei?

2.) Welche Vorstellungen und Erwartungen haben wir erwachsene Frauen und Männer in Bezug auf Weiblichkeit und Männlichkeit? Welchen Beitrag liefern wir selbst dazu, dass diese Erwartungen, diese geschlechterkulturellen Normen weiterbestehen?

Wenn der größte Unterschied zwischen Mädchen und Buben darin liegt, wie wir mit ihnen umgehen – wie können wir uns selbst dieser unterschiedlichen Behandlung bewusst werden?

Dazu gilt es wiederum 3 Ebenen zu berücksichtigen:

- das *Wissen* um die Befunde der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung bzw. von gender-Studien;
- die eigene *Wahrnehmung* um geschlechtsspezifisches Verhalten zu sensibilisieren, auch bei mit selbst;
- die *Veränderung*.

3.) Ansetzend an der Notwendigkeit zur Veränderung: Wie können wir, ausgehend von den unterschiedlichen erworbenen Ausgangsbedingungen, mit denen Mädchen und Buben bereits in den Kindergarten kommen, sie dabei unterstützen, eine breite Palette an Fähigkeiten und Emotionen zu leben, die nicht von Geschlechterrollenklichees beschränkt ist? Wobei wir uns bei den von uns intendierten Veränderungsprozessen auch fragen müssen: „Gefällt mir das, was ich bekomme – z.B. widerständige Mädchen oder unsichere Buben?“

Im folgenden möchte ich Ihnen zentrale Strukturmerkmale der weiblichen und männlichen Sozialisation vorstellen, wie sie von der Wiener Jugendforscherin Ingrid Kromer zusammengestellt wurden (Kromer 1999):

Strukturmerkmale von weiblicher Sozialisation:

Innenorientierung: gefördert wird die soziale Sensibilität und Kompetenz, eingeschränkt werden Erfahrungschancen „draußen“ und eine altersgemäße Entwicklung des Zutrauens und der Stärke

„**Schwach-Sein**“: Mädchen lernen, sich als hilflos und schwach zu erleben und darzustellen. Es fehlen ihnen Erfahrungen, in denen sie Körperkraft und grobmotorische Bewegung erleben können.

Körpernähe und Emotionalität: Das Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Anlehnung wird kleinen Mädchen selbstverständlich zugesprochen. Sie lernen, Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken – bei sich selbst und bei anderen. Was sie weniger lernen, ist, wie sie Rationalität und Nüchternheit einsetzen können, um Gefühle zu klären und zu einem Gewinn an Handlungsfähigkeit zu kommen.

Beziehungsorientierung und Abhängigkeit: Mädchen lernen früh, sich auf andere zu beziehen und Rücksicht zu nehmen. Eigenständigkeit und Autonomie werden dadurch weniger wichtig als Beziehungen, auf Unabhängigkeit und eigene Lebensgestaltung wird verzichtet.

Minderwertigkeit: Vor allem am Beispiel von Spielzeug und Kinderliteratur und -liedern deutlich, dass Mädchen selten die Bedeutung der eigenen Wichtigkeit erleben können. Wo phantasieren sich Mädchen als unbesiegbar, großartig und omnipotent? Ganz wichtig ist hier der Bereich Sprache zur Identitätsbildung: Mädchen und Frauen kommen in der herkömmlichen Sprache nicht vor!!

Strukturmerkmale von männlicher Sozialisation:

Pointiert zusammengefasst: Das größte Problem von Jungen und Männern ist, dass sie keine Probleme haben dürfen (Schnack/Neutzling 1990)!

Außenorientierung: Für Buben ist es kennzeichnend, dass sie „hinaus“ gehen (wer kennt nicht die Bubengruppe, die lautstark durch die Gruppenräume tobt, während Mädchen konzentriert am Tisch werken und zeichnen?). Buben verbinden damit eine Abenteuer- und Risikobereitschaft und folgen dem ständigen Impuls, Grenzen zu überschreiten.

Selbstbewusstsein: Das, was Buben und Männer tun, erfährt mehr Aufmerksamkeit, ist nach außen sichtbar und wird höher bewertet (z.B. Spielzeug: Bubenspielzeug ist interessanter, technisch anspruchsvoller, für außenorientierte Tätigkeit gedacht). Was Buben verstärkt brauchen sind Erfahrungen, die eine realistische Einschätzung der eigenen Fähigkeiten und Grenzen ermöglichen.

Körperferne und Rationalität: Die Beziehung von Buben und Männern zu ihrem Körper ist meist leistungsfixiert, Männer gehen mit ihrem Körper oft grob und verletzend um. Buben wird der Zugang zu den eigenen Gefühlen erschwert. Sie brauchen Spielangebote, die es ihnen ermöglichen, bei sich zu bleiben, Ruhe, Gelassenheit und Entspannung zu erleben

Nicht-Bezogenheit: Was Buben bei typischen Bubenspielen nicht erleben können sind Beziehungen zu anderen Personen, die nicht von Konkurrenz geprägt sind; erschließen wir ihnen Spiele, bei denen sie sich als fürsorglich, kooperativ und gefühlvoll erleben können.

Überlegenheit und Kontrolle: Besser, stärker und machtvoller zu sein heißt, Schwachheit, Traurigkeit, Ängstlichkeit nicht zulassen zu dürfen, eigene Gefühlsregungen zu kontrollieren, im Griff zu haben. Strategien und Lösungsmuster dafür sind Rekorde, Mutproben, Rivalitäten, Abwertung von Frauen und allem Nicht-Männlichen (Schwule, Ausländer,...). Buben brauchen daher Spiele, Unterstützung und Ermutigung für eine positive Auseinandersetzung mit Angst und Schwäche.

Mädchen und Jungen brauchen also aufgrund (erworbener) unterschiedlicher Ausgangsbedingungen unterschiedliche Unterstützung in der Förderung und Stärkung ihrer persönlichen Entwicklung. Dass diese bewusste, aktive Unterstützung an den Grundfesten bestehender Ordnungen rütteln muss (Godenzi), steht außer Frage. Mit einem „Klar dürfen die Mädchen in der Bauecke und die Buben in der Puppenecke spielen“ ist es nicht getan! Und die Meinung „Meine Mädchen und Buben spielen eh alle überall!“ dient wohl eher den Blockaden der Wahrnehmung von Geschlechterverhältnissen, die auf Hierarchien aufbauen und für die es die Selbstwahrnehmung zu schulen gilt – auch wenn das über weite Strecken ein irritierender und Verunsicherungen auslösender Entwicklungsprozess sein mag.

Wie diese aktive, reflektierte Unterstützung vonseiten erwachsener Bezugspersonen aussehen kann, wird Thema der folgenden Diskussion sein.

Literaturhinweise:

Kromer Ingrid: Wie Mädchen zu Mädchen und Burschen zu Burschen gemacht werden. In: Seifried Ilse M.: betrifft: Mädchen. Lesetexte ohne Rollenklischees für 10- bis 14-jährige. Band III. Hg. v. „Arbeitswelt und Schule“, AK-ÖGB. Wien 1999

Schnack Dieter, Rainer Neutzling: Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek b. Hamburg 1999

erschienen in: Prävention von sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen. Dokumentation der Fachtagung des Wiener Netzwerkes am 19.11.2001. Wien 2002, 30-34